

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 218.

Donnerstag, 11. August

1932.

Die Schönste im Land

Roman von Heinz Lorenz Lambrecht.

(1. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten)

„Ja, eine Stellung will ich“, beharrte Flip ernsthaft. „Ob bezahlt oder nicht, ist für den Anfang nicht so wichtig. Vor einer halben Stunde bin ich nämlich bei Brandenburg gelogen.“ Mit einem Schwung setzte er sich auf den Schreibtisch, griff ein Zeitungsblatt aus der Brusttasche und klopfte mit dem Zeigefingernagel auf eine rot umrandete Stelle. „Lies mal den Unsinn! Mein Nachwerk!“

Während Philipp Rastor ihn mit vergnügtem Gesicht betrachtete, las er:

Beisetzung von Dr. e. h. Friedrich Ewald Unruh.

Am gestrigen Nachmittag fand auf dem Wilmersdorfer Friedhof die Beisetzung eines der ältesten Ehrenbürger Berlins, Dr. e. h. Friedrich Ewald Unruh statt. Eine ungeheure Menschenmenge gab diesem hochverdienten Philantropen das letzte Geleit, und die Teilnahme aus allen Bevölkerungsschichten legte beredtes Zeugnis ab für die fast vollstimmliche Beliebtheit des Verbliebenen. Vertreter der Stadt und der Regierung sowie der alten Generalität waren erschienen, Abordnungen der Universität in vollem Wuchs und zahlreiche Vereine, die der Verstorbene bei Lebzeiten mit Stiftungen bedacht. Nach der tiefempfundene Nachrede des Unterstaatssekretärs Dr. Hülversum, die das von Pflicht und Arbeit ausgefüllte neun- und siebenzigjährige Leben des hochverdienten schlichten Mannes in klaren Linien zeichnete, tanzten die Upman-Girls, die nach ihrem großen Erfolg in den Folies Bergères zum ersten Male in Berlin weilten, einen Cancan von so hinreißendem Schmick, daß alles, was da war, von dem schäumenden Rhythmus entflammt wurde.

Diese schlanken, schwarzbestrumpften, vom Spitzschäum flatternden Dessous umwogten Beinchen sprechen eine beredte Sprache: Ja, wir sind die Grisetten, von Pariser Kabaretten — Lolo, Dodo, Jousjou, Margot, Fraufröu — et moi! Endlich aber als schwerstes Geschick: Grod! Der große Grod! Noch ehe er den Mund auftrat, durchlief eine Woge aufsteigenden Gelächters die Reihen. Seine Kunst, mit der kleinsten Geste, mit dem leisesten Augenzwinkern Stürme der Heiterkeit zu entfesseln, werden wir als größtes Vermächtnis des tiefsten und schlichten Mannes in dankbarem Andenken bewahren. Unergriffen werden seine Taten sein.

Globias hatte mit wachsender Erschütterung gelesen. Sein Oberkörper wogte hin und her. Zu seinem Leidwesen verstand er nicht, schallend herauszulachen. Sein Gesicht lief rot an, er seigte, prustete, ächzte, stöhnte und drohte, zu plagen.

„Mann . . .!“ rief Flip besorgt und hieb auf den zuckenden, breit gewölbten Rücken. Und nach der Tür hin rief er: „Fräulein, ein Glas Wasser!“

„Mensch . . .!“ Flip . . .! Das hast du . . . Du hast das verbrochen?“ Globias konnte das nur nach und nach hervorbringen.

„Ja. Das heißt, ich hab' es nur geschrieben, und dann haben's die in der Sekerei durcheinandergebracht.“

Zwei Artikel haben die Brüder beim Umbruch zusammengeschmissen, den von der Beisetzung dieses unfeligen seligen Herrn Unruh und den vom neuen Varietätsprogramm. Alle hundert Jahre kommt so etwas vor und dann natürlich bei mir. Was meinst du, was dieser Artikel für ein Aufsehen in Berlin erregen wird? Das Blatt ist nämlich schon im Handel.“

„Ein ungeheures Aufsehen!“ rief Globias, „ein ganz gewaltiges Aufsehen! Morgen werden sich alle Witzblätter um deine Mitarbeit reißen.“

„Ich will aber nicht zu einem Witzblatt. Ich will zu dir, in die „Lebensfragen“.“

Über Globias Gesicht huschte wieder der Schatten der Besorgtheit. „Lieber Flip, wir können keine neuen Ratten brauchen, die alten werden bald beginnen, das sinkende Schiff zu verlassen.“

„Was denn? Wieso denn?“ sagte Flip.

„Paß auf, ich werde dir die Auflagehöhe der letzten Nummern vorlesen.“ Er nahm das Notizblatt zur Hand und deklamerte das traurige Lied vom Sturz der „Lebensfragen“.

Auch Flips Gesicht dehnte sich in die Länge. „Oh weh!“ Er zog die Nase kraus und sah Globias an.

Globias starrte nach dem riesigen Stapel von Remittenden, der in einer Ecke des saalartigen Büros aufgebaut war. Ohne Flip anzusehen, sagte er: „Ich war eben bei Wohlgemuth — du weißt, das Männchen, dem hier die Druckerei und auch die „Lebensfragen“ gehören. Er will nicht mehr mitmachen. Es ist ein schweres Arbeiten mit ihm. Ich hab' das zu spät erkannt.“

Flip hatte indes Globias' Gesicht beobachtet. Gedanken gingen ihm dabei durch den Kopf, die auch die mitleidvolle Hanna Federich gehabt: wenn die Geschichte hier aufliegt, ist Globias brotlos. Ein Witwer mit drei schulpflichtigen Kindern. Eine Seele von einem Menschen, ein geistvoller Kopf, der im kleinen Finger mehr hat als viele der jungen Kollegen im ganzen Leib. Es wird schwer für ihn sein, irgendwo neu unterzuschlüpfen. Er versteht nicht, sich vorzudrängen und sich ins rechte Licht zu setzen.

Flip rutschte vom Schreibtisch und ging in dem hellen Raum umher. Er trat an das breite Fenster und spähte in den Hofschacht hinab, ohne etwas zu sehen. Er trat an den Remittendenberg und strich mit dem Daumen nagel einen Stoß Zeitschriften herunter, ohne zu wissen, daß er es tat. Vor einer Stunde war er selbst erst stellungslos geworden, aber das berührte ihn kaum, jetzt ging ihm nur die Zukunft Globias' durch den Kopf. In einer Minute wurde er sich darüber klar, daß alles getan werden müsse, um die Stellung seines Freundes zu halten.

Er trat wieder an den Schreibtisch: „Ist deiner ehrlichen Meinung nach die Zeitschrift überhaupt zu halten?“

Globias hob langsam die schweren Schultern, sein dicker, kurzer Hals versank dazwischen. „Lebensweg!“ sagte er nur.

Flip begriff. Langsam sagte er: „Es würde mich reizen, den Kampf mit dem „Lebensweg“ aufzunehmen.“ „Mein lieber Junge . . .“, begann Globias mit einem schwachen Lächeln, „dazu gehört Geld und noch mal und nochmal Geld.“ Dazu gehört ein Reklameapparat, wie ihn Brandenburg hat. Dafür gibt ja eben Wohlge-muth nichts aus.“

„Richtig: Geld und Reklame gehören dazu. In erster Linie aber Reklame. Du müßtest einen großen Wettbewerb, ein Preisausschreiben oder so etwas vom Stapel lassen.“

Globias wehrte ab: „Auf den Leim kriechen die Leute heute auch nicht mehr. Preisausschreiben — das ist ein abgegrast, ödes Gebiet.“

„Nein, mein Lieber“, widersprach Flip lebhaft. „Es gibt immer wieder eine neue Idee. Man muß sie nur finden. Paß mal auf.“ Flip setzte sich mit einem Schwung wieder auf die Schreibtischplatte: „Der Fehler bei den meisten Wettbewerben ist der, daß die Leute den alten Gleise gehen. Sie rufen zwar laut: Ich hab' 'ne neue Idee!, aber in der Regel ist es eine alte oder bestenfalls eine variierte alte. Nur der Mann, der das erste Preisausschreiben in dem uns bekannten Stil fand, ist genial, alle späteren sind höchstens Talente, Nachahmer. Wichtig wäre vor allen Dingen, daß wir uns von den bisher eingeschlagenen Wegen fernhielten. Wir müßten einen vollkommen neuen finden.“

„Großartig doziert, Flip!“ Globias klatschte mit den Händen leise Beifall. „Also bitte, finde den neuen Weg und vor allem auch das nötige Kapital dazu!“

Flip tastete fruchtlos seine Rocktaschen nach etwas ab und bat dann: „Schenk mir eine Zigarette!“ Nachdem er sich eine angezündet hatte, sagte er schlicht: „Ich werde mich damit befassen.“

Globias schmunzelte in sich hinein. Er blickte zu dem vor ihm Sitzenden auf. Aufmerksam, wie, um sich ein Urteil zu bilden, betrachtete er ihn. Flip hatte eine geschmeidige, mittelgroße Figur. Das Gesicht war frisch und gedunkelt vom Aufenthalt in der Sonne. Offenherzigkeit und heitere Sorglosigkeit bildeten seinen Grundzug. Hierzu paßten auch die unbekümmerten Bewegungen. Er hatte braune Augen, eine gerade, steile Nase, eine schön geformte, klare Stirn, auf der weit zurück das kastanienbraune, leichtgewellte Haar ansetzte. Er war sehr sorgfältig, aber nicht übermäßig elegant angezogen. Er wirkte außerordentlich wohlherzogen.

Aus seinen Gedanken heraus sagte Globias: „Hör' mal, Flip, du hast es doch eigentlich gar nicht nötig, dich mit diesem Journalistenkram herumzuschlagen. Bei so einer unverkündeten reichen Erbtante!“

„Oh, mein Guter . . .!“ Flip zog die Brauen hoch und spitzte den Mund: „Die Dame Henriette wollen wir doch ja aus dem Spiel lassen.“

„hm.“ Globias sah vor sich hin. Dann brachte er zögernd heraus: „Ich habe sogar schon daran gedacht, ob sie nicht . . .“

Flip glitt mit einem Ruck vom Tisch. Sein offenes Gesicht schloß sich abweisend zusammen. Er nahm Globias das Wort ab: „ . . . ob sie nicht die „Lebensfragen“ finanzieren könne? Nein, mein Junge, das kommt gar nicht in Frage. Wir wollen nicht vom Geld der Dame Henriette Hogracht sprechen.“ Es klang kühl und abweisend. Er drückte mit einer heftigen Geste die Zigarette im Aschenbecher aus und nahm seinen weichen, grauen Filzhut vom Stuhl, zum Zeichen, daß er den Besuch für beendet hatte. „Ich will jetzt gehen. Ich brauche ein bißchen frische Luft.“ Er straffte sein Jackett und gab Globias die Hand: „Nach unserer zwanglosen Unterredung betrachte ich mich als vorläufig unbezahlten Mitarbeiter der „Lebensfragen“,“ sagte er mit gemachter Feierlichkeit. „Ich weiß, daß die „Lebensfragen“ für dich zur Lebensfrage geworden sind, und ich will dir helfen, den Weg zu suchen, wie wir die Zeitschrift wieder hochbringen können. Verlaß dich darauf: wir werden einen neuen Weg finden.“

Globias sah ihm mit einem verkommenen Lächeln nach, wie er rasch und elastisch aus der Tür schritt.

2.
Flip ging die Ritterstraße entlang nach dem Zeitungsviertel zu. Die Sonne brannte hochsommerlich herab. Es war ein brütend heißer Tag Anfang August.

Der Name Henriette Hogracht klang noch in ihm nach. Der Name war daran schuld gewesen, daß er seinen Besuch in der Redaktion der „Lebensfragen“ so plötzlich beendet hatte. Das Kuriosum seines Zeitungsartikels, die Tatsache, daß er deswegen von Dr. Ulrich Brandenburg persönlich an die Luft gesetzt worden war, berührten ihn wenig. Erst wenn er beides in Verbindung brachte mit der Dame Henriette, wie er seine mannhafte Tante voll Spott nannte, empfand er brennend die schmachvolle Niederlage.

Die Schwester seines Vaters hatte sehr jung geheiratet: einen Sohn des aus Holland zugewanderten Maschinenbauers Hogracht, der ein kleines, aber gut fundiertes Werk in Stralau-Rummelsburg hinterließ. Nach dem Tode ihres Mannes führte Henriette Hogracht-Kaster den Betrieb mit Hilfe eines leicht zu lenkenden Direktoriums und einer seltenen männlichen Energie weiter. Heute zählte das Werk zu den größten Spezialmaschinenfabriken Deutschlands.

Die Ehe Henriette Hograchts war kinderlos geblieben. Nach zehnjährigem vergeblichem Warten hatte man das Kind eines entfernten, mit Kindern reich gesegneten, armen Verwandten Hograchts angenommen — das Mädchen Grietje.

Grietje und Flip sollten ein Paar werden, das war der Wille Henriette Hograchts. Flip widersetzte sich, er ließ sich nicht in eine Ehe hineintommmandieren. Er ließ sich überhaupt nicht von dem diktatorischen Willen der Dame Henriette kommandieren. Nach dem Tode seiner Eltern hatte ihn die Tante aus der Provinz nach Berlin gerufen, wo er anfänglich in dem schönen Landhaus an der Heerstraße unter demselben Dach mit ihr und Grietje wohnte. Er ertrug das herrische Wesen der Tante schwer. Er war ein armer Teufel. Aber da sein Mannesstolz stark ausgeprägt war, so wachte er fast argwöhnisch darüber, daß man seinem Selbstgefühl nicht zu nahe trat. Dann wurde er leicht ungerecht, gegen die Tante und fast noch mehr gegen Grietje, ohne daß er das eigentlich beabsichtigte. Nachdem ihm die Tante im Beschlusston vorgeschrieben hatte, als einfacher Arbeiter in den Betrieb in Stralau-Rummelsburg einzutreten und von der Pike auf zu lernen, hatte er aus purer Opposition, aus dem einfachen Drang, seine völlige Unabhängigkeit zu beweisen, mit seinem Auszug aus dem Landhaus geantwortet. Er mietete sich in der Nähe des Hollendorfsplatzes ein möbliertes Zimmer und überraschte die Tante nach einigen Wochen mit der Mitteilung, daß er sich dem Journalistenberuf zugewandt habe.

Die Dame Henriette hatte nur gelacht: „Du und Journalist? Mein lieber Philipp, da paßt du dazu, wie der Igel zur Puderquaste!“

Flip hatte einen roten Kopf bekommen und sich in ein hartnäckiges „Nun gerade!“ verbißen.

Oh, wie würde ihn die Tante mit funkelndem Hohn überschütten, wenn sie von seinem gloriosen Zeitungsbericht erfuhr. — Das eben war es, was ihm vorhin bei Kennung des Namens eingefallen war, und was ihn jetzt noch beschäftigte. (Fortsetzung folgt.)

Letzte Sommertage.

Es spannt die frühe Dunkelheit
Den Schleier über Berg und Raum.
Und leise rinnen aus der Zeit
Die Sommertage wie ein Traum.

Und manches holde Glück entschwebt
Mit einem leichten, trauten Klang.
Das graue Angesicht erhebt
Die Nebelfrau schon waldbentlang.

Die schönen Blumen lassen dich
Auf deinem Wanderweg allein.
Und alle Dinge hüllen sich
In eine tiefe Stille ein.

Franz Dingia.

Der blonde Spuk.

Skizze von G. W. Reininger.

Es war Abend, und ein Duzend junger Leute saß auf den Bänken vor der Reilinger Hütte. Alle hatten Gipfelwanderungen hinter sich und freuten sich ihrer Tagesleistung. Und nun wollten sie hier im geselligen Kreise vergnügt sein, weil jeder hierher gekommen war, um einmal alles andere zu vergessen.

Die Mädchen waren am lustigsten. Sie schüttelten lachend ihre Mähnen und ließen sich auch durch den einen nicht beirren, der wohl kein richtiger Spaßverderber war, doch auch nicht recht in diesen Kreis zu passen schien. Er beantwortete jeden Scherz mit einem etwas verlorenen Lächeln, das deutlich sagte: „Ich weiß nicht, was du eben gesagt hast, weiß nicht, ob es wichtig war. Aber ich lache, weil es dir Vergnügen macht.“

Auf einen aber hatten die Mädchen es besonders abgesehen. Mit lausbüßischer Offenheit und Freude gab er zu verstehen, daß er ein Weiberfeind sei, und darum hatten sie jetzt auf ihm herum. Er wehrte sich, und so schien auch die Geschichte, die er jetzt erzählte, in der Hauptsache den Zweck zu haben, den Mädchen für einige Zeit den Mund zu schließen: „Ruhe! Parzival, der reine Tor, will uns ein Abenteuer berichten.“

„Ach“, hub er dabei an und machte dabei ein melancholisches Gesicht, „meine Fahrt vom vorigen Jahr war zu schön. Aber durch Korsika und mutterseelenallein. In St. Florent fing's an, und dann ging's in die Berge hinein. Ich schlief in Nestern, die seit Jahren keinen Fremden mehr gesehen hatten, und die Mädchen mit ihren schwarzen Köden machten große Augen. Ich kümmerte mich nicht viel um sie.“

Aber schwache Stunden hat jeder Mensch. Da kam ich eines Abends in ein Dorf, und das Wirtsmädel war ein schwarzer Teufel. Das ließ die Augen lullern und ... und ... Na, ich bin überzeugt, es sorgte nur mir zu Liebe dafür, daß in das Abendessen ein fünfter Gang eingeschoben wurde.

Wer weiß, was geworden wäre, hätte nicht plötzlich der Lehrer, der mit am Tische saß, gesagt: „Wissen Sie übrigens, mein Herr, daß gestern eine blonde Dame, sicher eine Landsmännin von Ihnen, ein wunderschönes Weib, hier durchgekommen ist? Nein? Sie war ganz allein und ist früh weitergewandert. Sie wollte dort drüben über die Scharte ins Baldoniello hinüber.“ Er erzählte noch mehr. Er war so begeistert, daß ich plötzlich nicht mehr an das Wirtsmädel mit den brennenden Augen dachte, sondern nur an die Blonde.

Und so war ich am nächsten Tag schon in aller Frühe wieder auf den Beinen. Ich suchte die Blonde. Ich kam ins Baldoniello, hörte auch dort von ihr: „Sie ist weiter gezogen. Über den Col nach Evisa. Blond wie reifer Weizen.“

Doch in Evisa war sie auch nicht mehr: „Sie wollte nach Vico.“ Ich ließ das Mädel enttäuscht sitzen, das in Evisa auf ein freundliches Wort und vielleicht noch auf ein wenig mehr von mir wartete, und lief im Gewaltmarsch nach Vico.

„Ja“, hieß es dort, „ein blondes Mädchen war hier. Es ist nach Ajaccio weitergewandert.“ Ich lief nach Ajaccio. Fragte überall nach dem Mädchen, war wie besessen von dem blonden Spuk. Überall wollten sie es gesehen haben, und dann war es plötzlich verschwunden. Niemand wußte mehr etwas von ihm. Der ganze Spuk schien zerflattert zu sein. Zerflattert, nachdem ich dem Phantom glücklich nachgelaufen und hier in die Stadt gekommen war, wo ein Dampfer lag, der mich fortführte von der Insel der schwarzäugigen Mädchen. Aber ich war ihm dankbar, diesem Spuk. Er hatte mich vor den schwarzen Mädeln bewahrt, und das blonde konnte mir nun auch nicht mehr gefährlich werden. Glück muß der Mensch haben!“

Die Mädchen hätten vielleicht dem Unhöflichen die Haare ausgerupft, würde nicht plötzlich der Stille mit dem verlorenen Lächeln plötzlich den Mund aufgetan haben: „Der blonde Spuk, so meinen Sie, hat Sie vor Unheil bewahrt, und Sie zweifeln, ob es ihn überhaupt gegeben hat. Sie bekamen ihn auf jeden Fall nicht zu sehen. Bei mir war es heute anders.“

Er dampfte die Stimme, und seine Augen weiteten sich ein wenig, daß die anderen den Atem anhielten. „Ich habe ihn heute gesehen, den blonden Spuk!“

Niemand fragte ihn: „Wo?“ Aber ein Duzend Augen rief noch deutlicher: „Erzähle!“

Er sprach leise: „Früher war ich nicht allein in den Bergen. Da hatte ich einen Wanderkameraden, einen echten, guten Kameraden, ein blondes Mädel. Das war fröhlich und vergnügt zur rechten Stunde. Das wußte aber auch, wann die Andacht einer Feiertunde auf erkämpftem Gipfel Schweigen forderte. Und darum mochte ich es doppelt gern.“

Wir wanderten zwei Sommer mit einander, und dann kam plötzlich das Ende. Es war drüben am Gfallner. Wir wollten die Nordwand nehmen und hatten uns angeeilt. Ich stieg voraus. Die Griffe waren schlecht im brüchigen Gestein. Wir mußten unsere ganze Aufmerksamkeit ihnen zuwenden, und so überraschte uns Stein Schlag. Ich stand durch einen Vor sprung über mir etwas geschnitten. Das Mädchen wurde getroffen.“

Er schrie ein Augenblick und starrte vor sich hin. „Ja“,

lagte er dann, „und als es unten in der Hütte auf der Felsfläche lag, da strich ich ihm die blonden Haare über die Augen. Denn die zerfetzte Stirn vertrat sich nicht mit dem Frießen des schönen Gesichtes.“

Seitdem mußte ich allein wandern. Ich wußte kein Mädchen, das wie mein toter Kamerad gewesen wäre.

Heute wollte ich auf den Lagriner. Es ist der gleiche Stein wie der Gfallner, und es heißt, man solle ihn unter keinen Umständen allein oder ohne Führer begehen. Ich kümmerte mich nicht darum. So stieg ich auf und kam an das Querband kurz vor dem Gipfelfamin.

Ich nahm die Kletterseile aus dem Rucksack, und ... und plötzlich sah ich meinen Wanderkameraden, das blonde Mädchen.

Es stand vor mir auf dem schmalen Band und sah mich an. Die Haare hingen ihm in die Stirn, wie es sie im Leben nie getragen hatte. Und dann hob es die Hand und strich die Locken zurück, und ich sah die Wunde, die der Stein geschlagen hatte. Angst stand auf dem Gesicht, das sonst so ruhig gewesen war, selbst noch im Tode.

Da sprang ich auf und machte vier, fünf Schritte auf mein Mädel zu.

Doch plötzlich war der blonde Spuk zerstoßen.

Hinter mir aber prasselte Stein Schlag den Kamin herab, zerfetzte meinen Rucksack, warf ihn die Wand hinunter, wie er es mit mir getan hätte, würde der stumme Angstschrei des blonden Spuks mich nicht gerettet haben.“

An der Ecke der 24 Stunden.

Straßen ohne Schatten. — Alles ist in Restaurants.
— Mittelpunkt des Vergnügensrummels von New York.

Von Karl Lütge.

Die vierziger Straßen von New York, zwischen der Madison Avenue und dem Broadway, erheben Anspruch auf den Titel: Straßen ohne Schatten. Alles ist da Licht. 20 000 Lichtreklamen leuchten, 25 Millionen elektrischer Birnen glühen und täuschen dem New Yorker einen strahlenden ewigen Tag vor —

In dieser Lichtstadt taumelt das Volk von Begierde zu Genuß und redet sich ein, teilhaftig an all den unermesslichen Schätzen des Landes — und vom Wohlstand gesättigt zu sein, wie die Millionäre. Wer Wohlstand nicht besitzt, der strebt danach und ist nicht früher befriedigt, bis er ihn erlangt hat — oder er täuscht sich ihn vor in diesen Straßen, wo es keinen Schatten gibt; hier, wo die Menschen sich ballen, um sich vom Licht der 25 000 000 elektrischen Glühbirnen faszinieren zu lassen.

Das Licht ist wie Schminke; die Müdigkeit der abgekehrten Massen verschwindet, alles ist strahlend in diesem falschen Tageslicht, und alles lockt. Das letzte rote Centstück wird hier ausgegeben. Wer wollte sich in dieser Helle lange sträuben? Er hätte sich unsagbar lächerlich vor sich selbst gemacht —

Tausende kleine Speisewirtschaften existieren in diesem größten Vergnügungsviertel der Welt. Die Tippmaus und das Ehepaar, der Bureauchef und die Direktorin, eilen vom Geschäft in der 22. oder 35. Straße, aus dem 40., 50. oder 60. Stockwerk, mit der Hoch- oder Untergrundbahn hierher und essen in einer dieser bequemen Wirtschaften für 50 Cents zu Abend. Jeder nimmt, was ihm behagt und wieviel er mag und zahlt beim Verlassen des Lokals die Einheitsstaxe, 50 Cents zumeist.

Neben diesem billigsten Tapp der Speisewirtschaften, die den Abfütterungsstellen in den „5- und 10-Cent-Stores“ gleichen und den Automatenrestaurants europäischer Großstädte entfernt ähneln, gibt es in unvorstellbarer Staffelfung Restaurants und Speisewirtschaften mit italienischer, französischer, deutscher Küche, Einheitspreisrestaurants höherer Stufen und Luxusrestaurants — für jeden Geldbeutel und jeden Gaumen. Nur in einem sind alle gleich: sie geben keinen Alkohol. Dafür sind die Speakeasys da, die versteckten „Flüsterkneipen“, die als Speisewirtschaften ebenfalls eine große Rolle spielen, da es ihrer ja 35 000 allein in New York geben soll.

Daheim ist man nicht; dort hat man oft nur ein Schlafzimmer, das zur 4-Stündigen Nachtruhe dient; sonst betritt man es nicht. Selbst Familien leben so. Kinder sind im Kindergarten, eine Küche existiert in der inneren Stadt nicht, da sie verboten ist wegen der Brandgefahr (nur elektrische Kocher und Küchen sind erlaubt). In den Wohnhäusern leben 40—60 Parteien eng zusammen. Alle haben Radio, alle die Fenster offen. Es ist ein Höllenlärm, die ganze Nacht hindurch, und jeder findet ihn unvermeidlich, da keiner dem anderen etwas zu sagen wagt.

So ist die Zuflucht die Stadt mit Kinos, Varietébühnen, Tingeltangels, Sportpalästen usw. Hier in den Vierziger

Strassen trifft man sich, spricht mit Rechtsanwälten, Ärzten, verlobt sich, heiratet sich; hier in diesem Licht- und Luftviertel, wo man nicht der eingekerkerte Kleinbürger zu sein glaubt wie zwischen den vier Wänden daheim. Man verabredet sich in den Hallen der Hotels (das ist durchaus üblich in Amerika; die Hotelhalle ist für jedermann da) oder in den Vergnügungsräumen, Konditoreien und in Lokalen, die im Rang höher stehen als die billigen Cafeterias.

In dieses Lichtviertel strömt, fließt, taumelt alles, wie die Motten, in Lichtbezirken.

Der Times Square ist die „Ede der 24 Stunden“. Nicht eine Stunde flaut hier der Verkehr ab; er kennt nur Steigerungen. Hier ist das Zentrum des Vergnügungsstaumels; von hier strahlen die Straßen mit Spektakelstätten aus, hier ist der belebteste Punkt des 30 Kilometer langen Broadway, hier sind die meisten Lichtreklamen zu sehen, weiße, rote, blaue, grüne. Lichtschriften laufen über die Häuser; die Kolosse haben mitunter keine Fenster, sie scheinen nur für die Lichtschriften da zu sein. Neugleiten werden mit laufender Lichtschrift verkündet, Kellameartikel angepriesen, Scheinwerfer hupen, Kellameflugzeuge schwirren.

Es ist eine Hölleorgie von Licht und Bewegung mitten in der Nacht. Oder es ist paradiesisches Gefilde, wenn man so will — ewiger Sommermorgen.

Die 42. Straße und die 45. Straße schießen den Vogel ab; in ein paar Jahren werden sie wohl schon überflügelt sein. Einst war das Vergnügungsviertel ein paar Straßen weiter down-town. Rasch ändert sich das Gesicht dieser schnelllebigen, springenden Stadt. Jetzt ist es der Stadtteil um die Ede der 24 Stunden herum, wohin sich abends alles drängt, und wo über Tag der Verkehr sich stößt.

Die großen Kinos halten in diesen Straßen mit pompösen und lodenden Portalen geöffnet bis 3 Uhr nachts. Die Kinos spielen sozusagen ununterbrochen. (Die erste Dollarnote wird manchmal ab 9 Uhr morgens für die erste Vorstellung in Empfang genommen!) Das „Koxy“ allein hat 6200 Sitzplätze; es ist 2 Jahre lang beständig ausverkauft gewesen; jetzt hat der Ansturm auf das „größte Kino der Welt“ nachgelassen.

Alles ist Fassade an und in diesem Riesentino; falscher Prunk, törichte Übertreibungen, für die Massen, die sich blenden lassen wollen, berechnet: Riesensäulen, Bronzelöwen, schwere Bronzetüren; alles unecht. Imponierender ist Madison Square Garden. Der ungeheure Raum dieser Sportarena faßt 30 000 Menschen; bei Boxkämpfen ist er meist ausverkauft, und die „Six day“ laden ebenfalls das Haus an allen Tagen und besonders in den Nächten voll.

Das Geschrei der begeisterten Massen ist ohrenbetäubend, wie das Licht und die Bewegung sinnverwirrend ist und folgt uns mit dröhnendem Geseumm im Ohr, durch die lichtüberfluteten nächtlichen Straßen, bis ins nahe, schützende Hotel. —

Im Vivarium.

Von H. M. Frey.

Im Vivarium, das in einem alten Gewächshaus untergebracht ist, herrscht eine feuchte tiefende Stille. Durchs wuchernde Grün tropft es und plätschert. Halbgeschlossene Wasserhähne, die man nicht sieht hinter all den Blatt- und Schlingpflanzen, gurgeln und zischen leise. Wie das Grün wuchert, so wuchert gleichzeitig förmlich der Verfall. Die aufgemauerten Böden bröckeln, eiserne Schiebetüren, die längst nicht mehr geschoben werden, verrotten. Schwammartiges Holz modert, aber es ist schön in seinem triefenden schwärzlichen Braun, auf dem sich irgendein pflanzliches Leben vollkommener Leuchtkraft angeliedelt hat.

Zu den größeren Behältern mit den Tieren führen zwei Stufen hinauf. Ersteigt man sie nicht, so ist der Blick vom Geruch der Pflanzen behindert; steht man oben, so sieht man in kleine Paradiese von der Größe eines Quadratmeters. Da ist der Schlangengarten, er könnte tausend Jahre alt sein. In seinen Ästen hängen als gespenstige Fahnen schuppige Hautfetzen ehemalige Nöthen, denen die Schlangen entschlüpft sind. Denn sie häuten sich eifrig. Die Fahnen verkünden: hier wohnen Rattern! Sollten sie selbst auch nicht zu sehen sein, weil sie im Moos oder im Dämpel liegen, ihre Banner flarren dich an. Sie wehen nicht, sie hängen reglos, ihr Verhalten als Symbol ist richtig so. Neben den menschenfreundlichen Rattern laufen die menschenfurchtsamen Vipern. Zuerst siehst du sie nicht, dann siehst du sie als bide gekrümmte Schnüre bräunlich auf braunen Stämmen. Sehen sie dich? Dein Auge ist durch die Glaswand nur zehn Zentimeter getrennt von ihren unbegreiflichen Lichtern. Aus völliger Bewegungslosigkeit fladert eine schwarze Zunge gegen dich, wie ein Flämmchen der Hölle. (Wenn es einem überhaupt noch Spaß macht, sich die Hölle vorzustellen, muß man ihr schwarze Flammen zubilligen; rote sind übertrieben bescheiden). Plötzlich flieht eine; es ist erschreckender, als wenn sie dich angriffe. Eine braune Woge,

flarrt und doch schlaftrig, wagt in den Hintergrund. Beschalt ständen Gistähne vor dir, bist du noch verrückt? Deshalb empfindet sich nur die eine, nicht die gesamte Schar? Das ist sehr unheimlich. Hat nur diese eine dich erdugt? Was hat sie gesehen: dein Auge, eine Bewegung deiner Lippen? Warum, auch wenn du die Nase an die Scheibe drückst und verwandtschaftlich fauchst wie ein Indivium, bleiben die anderen reglos gleichgültig?

Du weißt es nicht, du gehst drei Schritte weiter, ersteigst das Treppchen und siehst vor dem Paradies der Sumpfschildkröten. Sie zittern, ein Duzend, durchs Schlammwasser einen toten Fisch. Wie behend können Schildkröten sein, sie springen förmlich ihre Beute an, aber der Fisch, eine Handspanne lang, ein großes Objekt also für die gleich großen Schildkröten, widersteht noch den Kieferkräften. Er ist zwar schon eine weiße Leiche, aber er muß stärker verwehen; ehe er nicht butterig ist, kann er nicht bewältigt werden. — Weiter, da sind die Frösche, sie hocken wie Kettenhunde um eine irisierende Muschelschale, und das pochende Auf und Ab ihrer leuchtenden Kehlsäcke vollführt eine unhörbare Musik. In der Muschelschale waren Rehlwürmer, jetzt sind die Rehlwürmer in den Bäuchen der Kettenhunde — da läßt sich aber doppelt laut musizieren mit den lautlosen Kehlsäcken! Ja, warum verfaßt man darauf, hier einen Frosch für eine bide Vogge zu nehmen? Man verfaßt darauf, weil die Größenverhältnisse sich verwischen, weil sich die Glasflächen auswaschen zu Landschaften, in die das Auge, gleichsam selbständig geworden und mit Fäulnis versehen, hineinmarschiert und Wanderungen vornimmt. Sind die Kreuzottern, die Kupfermatten fingerbid oder armbid? Man vergiftet es. Die gepanzerten Kröten rausen sich um den Kadaver eines Haifisches — und dort späht der Drachenschädel einer Eidechse aus einer Felsenhöhle, deren Wand zehn Meter abstürzt.

Die unergründlichen, vom Silberlicht wässrig durchströmten Aquarien! Im grünen Phosphor ihrer traumhaft zarten Tangwälder stehen die roten Fische, die geflammten Salamander, das perlende Silber der Stacheln. Sind die roten Fische nur so groß wie deine pulsende Hand oder so groß wie die aufgeborene Orange des Vollmondes? Du hast es vergessen. Die amerikanische Forelle legt die Wildheit ihres gefleckten Leibes förmlich ganz bide an das Glas, du kannst sie streicheln; die Kröten sind Erdschlammchen, denen das Hüpfen noch schwer fällt; der Schelltopf; eine graue Walze, die beweisen will, daß Schreibmaschinenwalzen Tiere sein können, der Schwimmtäfer, geradezu tiefenhaft bei drei Zentimetern, ist sinnlos eifrig bemüht, sich mit dünnen festigen Beinen, die unterm schwarzen Frad hervorstrecken, überall schier gleichzeitig hinzuschleichen.

Du wankst ein wenig, dich bringt die Schöpfung aus dem Gleichgewicht, aber da geben dir die Hechte wieder Halt. Sie geben dir deshalb Halt, weil du sie verschiedentlich schon gegessen hast, und weil sie ihre Mäuler plattgedrückt haben am Glase — in einem Erkenntnisdrang, dessen Vergeblichkeit du letzten Endes mit ihnen teilst.

Welt u. Wissen

* Wie wird das Äther-Wetter? Gespannt lauschen die Radiohörer — besonders zum Wochenende — den Wettervorhersagen. Aber mit der Voraussage der Witterungsverhältnisse kommt der Radiosachmann, der mit der Aufgabe des Sendens betraut ist, nicht aus. Er muß auch wissen, wie die Verhältnisse im Äther sind, besonders wenn er vermittels Kurzwellen Rundfunkübertragungen aussenden will. Es gibt auch für das Ätherwetter bestimmte Gesetze. Um diese zu erforschen, hat man in London eine Art von drahtloser Wetterkarte eingerichtet. Von dort aus mißt man — wie die „Europa-Stunde“ berichtet — nicht nur täglich, sondern auch stündlich die Beschaffenheit des Äthers auf allen möglichen Wellenlängen. Man legt bestimmte Kurven an, die ähnlich wie die Isobaren der Wetterkarte anmuten. Auf Grund dieser Kurven hat man im Laufe der Jahre bestimmte Regeln festgestellt, so daß man wenigstens auf bestimmten Strecken das voraussichtliche Ätherwetter prophezeien kann. Wenn man beispielsweise von England eine Übertragung nach Amerika, Indien oder Australien vornehmen will, befragt man vorher die Londoner Forschungsstelle. Sagt diese ungünstige Ätherverhältnisse voraus, dann verschiebt man diese Übertragung. Wie verlautet, trägt man sich mit dem Gedanken, in Deutschland in absehbarer Zeit eine ähnliche Forschungsstelle einzurichten. Das wäre umfomehr zu begrüßen, als bisweilen unvorhergesehen derartig ungünstige Ätherverhältnisse auftreten, daß man in dem Land, für das die Sendung bestimmt ist, kein Wort der Übertragung verstehen kann. Dabei ist es besonders merkwürdig, daß für den Ungewöhnlichen keinerlei Anzeichen auf eine plötzliche Veränderung der Ätherverhältnisse hindeuten, sondern, daß dieser Wandel ziemlich schnell und unbemerkt vor sich gehen kann.